

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 216.

(VII. Jahrgang.) Donnerstag, den 8. September.

1836.

T i b u l l.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte der Prätor sich dem Vorhange genähert, welcher den Eingang in den angrenzenden Saal verhüllte. Tibull hielt ihn am Schoße seines Rockes zurück, und sagte:

»Die Gastfreundschaft hat heiligere Rechte, als die des Amtes sind; — ehe Du diesen Vorhang aufhebst, sollst Du mich mit Deinem Schwerte durchbohren.«

Bei diesen Worten ertönte ein Schrei, und der Vorhang öffnete sich von selbst. Zuerst erschien ein Weib mit einem Schleier über dem Haupte; sie war groß und schlank, ihre Hände waren weiß und ohne Ringe. Dann zeigte sich einer junger Mann, welcher eine andere Frau küßte, die nicht so groß, aber zarter, als die erste war, so viel man unter den Falten ihres weißen Gewandes und ihres Palliums vermuthen konnte. Ihr Schleier war so dicht, daß man die Farbe ihrer Haare nicht einmal vermuthen konnte. Der Prätor grüßte Tibull und sprach:

»Das ist der, den ich suchte.«

Da ging der junge Mann auf ihn zu und sagte:

»Ich werde Dir folgen, Prätor, aber allein. Diese beiden Frauen sind unter dem Schutze der Laren dieses Hauses.« Der Prätor erwiderte:

»Ich habe Befehl, nur Dvid zu verhaften.«

Es war wirklich der Sänger der Metamorphosen. Die Gäste umringten ihn, und er drückte ihnen die Hände. Scipio besonders gab ihm Beweise seiner glühenden Freundschaft. Auch Larentilla und Chrysis näherten sich dem Dichter der Daphne, und er dankte ihnen für ihre süßen Worte mit dem Lächeln, in welches sich die ihm gewöhnliche Traurigkeit mischte. Und zu dem Prätor sich umwendend, fragte er:

»Wird es mir wenigstens erlaubt seyn, in mein Haus zurückzukehren.«

»Ja,« antwortete der Prätor.

»Und wohin wirst Du mich dann führen?«

»Vor Sonnenuntergang mußt Du außer den Mauern Roms seyn. Du bist verbannt.«

»In welche Provinz, Prätor?«

»Zu den Skythen.«

»O, in das eiffige, wilde Skythien! — Du wirst Cäsar danken, Prätor.«

Dieser verneigte sich. Auf allen Gesichtern sprach sich Bestürzung aus. Tibull nahm von einer großen Lira einen Lorbeerkranz, stürzte sich in die Arme Dvid's, setzte sie ihm auf und rief:

»Geh', Dichter! Geh' bekränzt nach Skythien, und die von ihren Felsen und ewigen Eissfeldern herbeieilenden Barbaren mögen Deinen Lorbeer anbeten. Geh', Sohn des Dpheus; locke die wilden Stämme und die wilden Thiere Deinen Tönen nach. Dieser Triumph wird wohl so viel werth seyn, wie der Beifall des Palatinus.«

Die beiden großen Freunde umarmten einander, und Thränen glänzten in ihren Augen. Dvid näherte sich hierauf einer der beiden verschleierten Frauen, der minder großen, und küßte ihr die Hand. Dann wendete er sich zu Tibull und sprach:

»Ich vertraue sie Dir an.«

Er grüßte die Andere, grüßte Chrysis, Larentilla, Scipio und alle Gäste, und folgte dem Prätor.

»Evoe! Muth, Dichter!« rief Tibull ihm zu.

»Geh'!« versetzte lauter der schäumende Scipio, »wir haben einen Tempel, den Agrippa dem rächenden Jupiter erbaute.«

Einige Augenblicke darauf hörte man nur noch die Schritte der Victoren, deren Schall sich bald in den Straßen Roms verlor. Schweigend erwarteten alle Gäste eine Entscheidung der verschleierten Frauen. Die Eine derselben, die größere, hörte von einem jungen Manne, es war Hortensius, ihren Namen nennen; nun zögerte sie nicht länger, ihren Schleier zu lüften, und man erblickte das schöne Gesicht der Flavia Cornelia. Die Gäste

brachen in ein einstimmiges Geschrei des Staunens und des Schreckens aus; Tibull streckte die Hand über Flavia's Haupt aus, und erklärte sie als unter seinem Schutze stehend, denn Jeder, der Splanus betrachtete, glaubte, der erzürnte Gatte werde sie erdölen. Der Senator stand wirklich auf und ging auf sie zu; dann blieb er stehen, und die Arme über einander gekreuzt, und die Augen auf den Boden geheftet, ging er ohne Zweifel mit einem furchtbaren Gedanken um, als Flavia, mit der Majestät einer Göttin sich emporrichtend, folgende Worte sprach:

»Wahrhaftig, wenn jetzt die Patricierinnen ihre Männer bei den Orgien suchen müssen, so wird es sich gewiß bald ziemen, daß sie an deren Stelle im Senat die curulischen Stühle einnehmen.«

»Flavia Cornelia,« rief Splanus, »Du bist schön und großmüthig, und wirst mir Gnade angedeihen lassen; man hat mich hierhergezogen —«

Und der glücklichste Gatte des Reiches fiel der Luccia zu Füßen, welche ihm die Hand reichte. Zwei Lictoren halfen ihm wieder aufstehen. Als dieses Gewitter sich verzogen hatte, gab die andere verschleierte Frau Tibull zu verstehen, daß sie sich entfernen wollte. Dieser ergriff selbst eine Fackel, und begleitete sie, seinen Sklaven vorausgehend, bis zu einer verschlossenen Thür, welche ihrer auf dem Flur des Hauses wartete. Noch immer verschleiert und schweigend schritt sie mit dem Stolz einer Königin durch den Festsaal, und dankte, als sie sich in ihre Stube gesetzt hatte, Tibull, indem sie die Hand auf ihr Herz legte. Die Thür verschwand, und Niemand erfuhr, welchen Weg sie nahm.

Zu den Seinigen zurückgekehrt, sagte Tibull zu Flavia Cornelia: »Sie ist in Sicherheit.«

Diese Worte gaben Splanus den Athem wieder, der ihm zu schwindeln anfing, denn er sollte den nächsten Tag zu Cäsar Augustus zum Würfelspiel kommen, und er allein hatte das Weib erkannt, dem der verbannte Dvid ein so zärtliches Lebewohl sagte. Flavia bat man, mit ihrem Manne bei Tibull den ersten Schimmer der Morgenröthe zu erwarten, und sie willigte ein, indem sie dem Dichter einen der zärtlichen Blicke zuwarf, auf welche Hortensius mit so viel Wohlgefallen zählte. Doch sah der Sybarit, wie der schöne Strahl dieses Blickes an ihm vorüber auf die Stirn Tibull's fiel. Er zweifelte, ob er wache, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit, während er zugleich seiner Tunica neue anmuthige Falten gab. Tarentilla und Chrysis hatten sich aus Stolz Flavia gegenüber gesetzt, weil die beiden Königinnen der Feste keine feindliche Nachbarschaft wollten. So betrachtete Kleopatra bei Acium, auf der dreierlei Galere mit Purpursegeln liegend, von fern die Schiffe des Octavius.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an Beaumarchais.

(Schluß.)

Im Jahr 1797 brachte er auf das Theater du Marais ein Schauspiel *la mère coupable*, welches hernach auch auf das théâtre Français überging. Unter allen seinen Stücken, selbst *Tarare* nicht ausgenommen, ist dies das schlechteste, ja es ist schlechter noch, denn es ist eine moralisch schlechte Handlung. Er hatte ganz offenbar die Absicht, den furchtbaren Gegner, den er in dem Proceß mit Kornmann gefunden hatte, unter dem Namen Begears dem öffentlichen Haß Preis zu geben. Er hatte ohne Zweifel das Recht, sich über ihn zu beklagen; allein eine Rache, die durch die gräßlichsten Verleumdungen geübt wird, würde auch die Gerechtigkeit einem verleiden können. Hier aber wurde doch wenigstens der Haß durch seine eigene Wuth verblendet. Vergebens gab Beaumarchais seinem Ungeheuer den umgedrehten Namen seines Feindes; das Publicum ahnete nicht einmal, daß man es gewagt hätte, die Ehre und die Tugend unter den schändlichsten Zügen der Heuchelei abzumalen; und der würdige Beleidigte gab sich gar nicht die Mühe, diesen schändlichen Plan zu bemerken. Uebrigens ist auch die Handlung *de la mère coupable* eine Zusammenstellung ohne Kunst und ohne Geschmack, die bloß beweist, wie sehr man Ursache hatte, der Hochzeit des Figaro Unstlichkeit der Charaktere und Situationen vorzuwerfen. Dort diente wenigstens die Lustigkeit als Schleier und Entschuldigung; hier aber weiß sich der Ekel auch nicht einmal vor der Langeweile zu retten. Die schreckliche Scene des vierten Actes, die auf Kosten aller dramatischen Wahrscheinlichkeit herbeigezogen wird, ermüdet, ohne zu rühren, und das Mitleiden, welches die unglückliche Gräfin, als sie unter der Rache ihres ungerathenen Gemahls zuckt, einflößt, gleicht dem Gefühle, das man bei einem Kranken hat, der in Verzuckungen liegt.

Beaumarchais fand seit der Hochzeit des Figaro sein eigentliches Talent nur ein einziges Mal wieder, und zwar in der Schrift: *mes six epoques*, die er an Lecointre zu Versailles richtete. Er erzählt hier mit eben so viel Anmuth als Kraft die Gefahren, die er ausstanden und habe sollen aussitzen, während der Revolution, wo Ruhm, Talente, Reichthum, Gründe zur Verdammung waren. Bis dahin behielt er, ob er gleich über 60 Jahr alt war, die ganze Kraft seiner Jugend, und nur der Muthwille hatte sich verloren. Die Zeitumstände waren sehr verschieden. Der Krieg, um die Unabhängigkeit Nordamerikas zu behaupten, hatten sein Vermögen emporgebracht, und er machte stets einen edlen und großmüthigen Gebrauch davon. Aber der Krieg für die vorgebliche französische Freiheit, der in Folge der Revolution Frankreichs 1792 begann, stürzte dieses Gebäude seines Glühes und seiner Talente. Er hatte schon beinahe eine Million bei seiner berühmten Ausgabe der *Voltaire'schen Werke*, einem Unternehmen, dessen höchst

unvollkommene Ausführung keineswegs den ungeheuren Kosten entspricht, verloren. Er vollendete seinen Unter- gang dadurch, daß er nach Frankreich 60,000 Flinten, deren die Armeen benöthigt waren, einfuhrte (1792). »Er meinte, erzählt de la Harpe, dieß Unternehmen solle ihn retten und ehren zugleich. Dieser sonderbare Miß- griff eines Mannes, der mit so viel Geist, doch eine Zeit, wo man nur für Verbrechen belohnt werden konnte, und wo es ein Wunder war, etwas Gutes ungestraft zu thun, so falsch beurtheilte, erklärt auch, wie eben dieser Irrthum lange Zeit hindurch auch der so vieler aufgeklär- ten Leute seyn konnte, und warum damals die einfäl- tigsten Leute oft weit heller sahen, als die unterrichtesten. Diese urtheilten immer nach dem, was seyn konnte und seyn sollte, jene aber sahen nur das, was wirklich war, ohne zu vernünfteln. Diese beriefen sich, da sie die Ver- gangenheit kannten, immer auf das Mögliche und das Wahrscheinliche; jene schlossen, ohne irgend etwas gelesen zu haben, auf das, was man thun konnte, von dem, was man that; so daß die Ersteren nie aus dem Erstau- nen und der Hoffnung, diese aus dem Schrecken und der Furcht vor der Gegenwart und der Zukunft nicht heraus- kamen.«

Beaumarchais überlebte jedoch diese unglückliche Pe- riode. Als er wieder in sein Haus und Hof zurückge- kehrt war, sah er zwar feigere, aber darum nicht weni- ger grausame Wüthbrüche auf die folgen, die ihn vertrieben hatten. Ueberdrüssig der Gegenwart ohne Hoffnung für die Zukunft, müde, der Revolution und seinen Gläubig- gern die Trümmern seines Vermögens abzustreiten, starb er in einem Alter von 69 Jahren und 3 Monaten plötz- lich und ohne Krankheit, so wie er auch in seinem Leben nie kränzlich gewesen war, den 19. Mai 1799.

Ein Mann von vielem Geiste, dessen Charakter auch von dem Gedanken einer Lüge entfernt ist, hat mir erzählt, er sey am Tage vor seinem Tode über eine Stunde lang bei ihm gewesen. Beaumarchais sprach lange mit ihm über die Mittel, ohne Gewalt und Schmerz

die Welt zu verlassen, und endigte mit den merkwürdi- gen Worten: »Ich könnte mich wohl noch einige Zeit quälen lassen, allein ich bin nicht mehr neu.« Diese wenig bekannte Anekdote vollendet die Charakterisierung dieses sonderbaren Mannes. In der kurzen Nachricht von seinen Werken habe ich nicht von seiner Reponse au Comte Mirabeau, über die Unternehmung einer Wasserleitung für Paris, gesprochen. Beaumarchais, der zu dieser nützlichen Einrichtung, so wie zu der Auswech- selungscasse und der Dampfmaschine mit beigetragen hatte, vertheidigte die Speculation, bei der er interessirt war; allein mit Klugheit und Mäßigung, als wenn er fürch- tete, sich mit einem Gegner, der Lärm und Gefahr suchte, einzulassen. Es glückte Mirabeau auch nicht, ihn in den geräuschvollen Kampf, den er 20 Jahre früher vielleicht gesucht haben würde, zu verwickeln. Dieser Streit eignete sich damals zu sehr für Mirabeau's stür- mische Lage, als daß es sich noch für Beaumarchais ge- schickt hätte; nur bis zur Zeit der Revolution hatte B. immer in einem höheren Grade den Geist seiner Zeit und seiner Stellung inne. Hierin besteht das Geheim- niß seines Glückes. Wir sehen, daß er die Wissenschaften eben so trieb, als die Geschäfte, und daß er auf diesen so ganz verschiedenen Laufbahnen fast immer durch ganz ähnliche Mittel glücklich war. Auch seine Bestimmung in der Welt war fast dieselbe, wie auf dem Theater; er hatte Glanz ohne Achtung, und seine Stücke sind öf- ter aufgeführt als gelesen worden. Im Jahre 1802 er- schienen *Vie de Beaumarchais* in 12. und im Jahre 1809 eine Ausgabe seiner Werke, 7 Bde. in 8. Der Herausgeber derselben, Mr. Gudin, hat einige eigene Ab- handlungen mit eingeschoben. Mr. Marsollier des Bive- tières hat aus den obbenannten *Mémoires de Beau- marchais* den Stoff zu einem Drama in drei Acten ge- nommen: *Norac et Javolci* (Anagrammen von Caton und Clavijo) betitelt (Lyon 1785 in 8.), wie bekanntlich auch unser Goethe den Stoff zu seinem Schauspiel *Clavijo* aus diesen Memoiren entlehnte. Schluß.

Reise = Zeitung.

Meine Reise nach Brindes.

An einen Freund, von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Das Klage- und Loblied, welches Sie auf die früheren Eigenthümer dieses Schlosses gemacht und mit Bleistift an die Wand geschrie- ben hatten, fand ich durch die gemeine Kohle irgend eines klei- nen Abkömmlings Ango's, welcher die Ruhe hütet, völlig ver- wischt. Ein Meisterwerk, wie dieser Gesang, kaum auf die Mauern eingeschrieben, und schon verwischt! O wie wichtig sind doch die Meisterwerke der Menschen! Was Sie, theuer- ster Dichter, einigermaßen trösten muß, ist der Anblick dieses Schlosses selbst, welches den glänzendsten König Europa's auf- nahm, und in welchem nicht der geringste Gensd'arm schlafen

konnte. Ihr Lied ist zwar vernichtet, aber auch Ango's Woh- nung liegt in Trümmern; mögen diese beiden großen Ueberreste sich mit einander trösten, um so mehr, da, wenn von dem alten Hause noch sechs Fenster übrig sind, auch noch drei Werke Ihres Gesanges in den Mauern stehen.

Da wir von Ruinen, welche nicht einmal mehr Ruinen sind, und von dem Hause sprechen, welches jetzt ein wohlha- bendes Pachtgut in der Normandie ist, wäre es nicht Zeit, ein für allemal zu erklären, was man unter dem so häufig ge- brauchten Worte Ruinen versteht? Kann ein der Zerstörung entgangenes Steinstück, ein Fenster in den Bogengräten, ein Giebel der guten alten Zeit das ausmachen, was man eine Ruine nennt? Wäre dies der Fall, welchen Namen sollte man dann dem größten Theile der Kathedralen und alten Schlösser

Frankreichs geen? Wie soll man dann das Schloß Ménières nennen, dessen alte Steinplatten noch den Abdruck des eisernen Fußes Heinrich's IV. und des kleinen Fußes Gabriellen's bewahren? Es ist, da die Ruinen in Mode gekommen sind, endlich Zeit, zu erklären, was eine Ruine ist. Dieser Gedanke kam mir bei, als ich auf dem verschmigten Gesichte eines normännischen Bauern ein Lächeln bemerkte, welches für uns ziemlich demüthigend war. — Sehen Sie, sagte dieser Mensch zu uns, das Merkwürdigste an diesem Orte. — Hierauf zeigte er uns eine Dreschmaschine, welche die Stelle von zwanzig Menschen vertritt, und die Körner von dem Stroh trennt, ohne dieses zu zerbrechen. Der Bauer hatte Recht; die Dreschmaschine ist das Merkwürdigste in dem Hause Ango's, weil dieses ein Pachtgut, und nicht mehr das Haus Ango's ist.

Nennen Sie das Schloß von Arques auch eine Ruine? Kann man diesen Namen einem Haufen formloser Steine geben, von denen man glauben sollte, ein Sturmwind habe sie hier aufgeschichtet? Gewiß kann man dies nicht Ruinen nennen; ein Haufen Steine ist eben so wenig eine Ruine, als ein von den Würmern zerfressener Körper ein Leichnam. Aber das Thal von Arques ist herrlich! Welches Glück, auf dem kleinen Strome zu schiffen, der von dem das Segel schwellenden Winde sanft bewegt wird. Wie sich der Horizont allmählig vor den Blicken erweitert, und endlich, wenn sich keine Ruinen mehr in den Ebenen zeigen, etwas vorhanden ist, was mehr Werth hat, als Ruinen, und nicht unter dem Hauche der Zeit fällt: Erinnerungen; noch hat man die Erinnerungen an Heinrich IV., seinen weißen Helmbusch, welcher noch über den zu Trümmern zerfallenen Mauern weht; sein Brief in Grillon, welcher überall an diesen Orten geschrieben steht, dauernd, als der schönste Gesang von der Welt an den Mauern der Wohnungen. Das Thal von Arques ist einer der schönsten Derter der Welt; das Schloß, oder vielmehr das, was das Schloß war, beherrscht das ganze Thal, und man hat von hier aus eine wahrhaft wundervolle Aussicht. Dieses schöne Schauspiel wird jedoch durch den unhöflichen Hüter der Ruinen gestört. Kaum ist man eingetreten, so verschließt derselbe die Thüre mit einem dreifachen Riegel. Man ist kein Gefangener, bis man den Eintrittspreis bezahlt hat: einen Frank für die Person, wie im Diorama. Aber das Thal von Arques ist ein Diorama, welches Jedermann gehört, und der Herr, welcher diesen Steinhaufen gekauft hat, und Larchevêque heißt, sollte an die Thüre seines Schauspiels einen Anschlag befestigen, welcher den Eintrittspreis angibt. Man würde nicht hineingehen, und das Thal von Arques eben so gut sehen.

Wer hätte Heinrich IV. sagen sollen, daß dasselbe Schloß von Arques, dessen Einnahme ihn so stolz und glücklich machte, und in welchem er am Tage nach seinem Siege schlief, umgeben von der kleinen Armee treuer Gefährten, welche sich am Tage der Schlacht um ihn drängte —; wer hätte ihm sagen sollen, daß einst das Schloß von Arques für hundert Thaler an Larchevêque verkauft werden, und daß dieser es den Fremden für Geld zeigen würde!

Warum nicht? Wurde doch vor drei Jahren Quineregne, die Wiege des Hauses Bourbon, für sechs hundert Livres feilgeboten!

Ganz im Gegensatz zu dieser unförmlichen Citadelle ist die Kirche von Arques, ein wohl erhaltenes Denkmal. Diese Steine sind geachtet und gegen die Unbill der Zeit und der Umwälzungen geschützt worden. Man sieht, daß es eine Kirche ist, in welcher man noch betet. Das Gebet ist das Leben der Kirche. Auf einem der alten ausgeschlachten Bänke auf dem Chore fand ich ein großes Gebetbuch, und wissen Sie, was darin enthalten war? Mehrere Seiten aus Virgil's Aeneide! Eine unschuldige und poetische Zerstreuung eines ehrbaren Romisch-katholischen, welcher so ein Mittel fand, sich die Stunden der Andacht zu verkürzen. Ein sonderbarer Gewissensvertrag eines guten Alten, der in der Kirche beten will, doch unter der Bedingung, daß er selbst in der Kirche seine poetischen Zerstreuungen haben kann. Vielleicht werden einige strenge Menschen sagen, das vierte Buch der Aeneide passe nicht recht zwischen das Dies irae und das Stabat mater; doch gestehen Sie immer zu, daß man einen Menschen, der in einem entlegenen Thale der Normandie so das Gebet mit der profanen Poesie, den Virgil mit dem Könige David zu verbinden, und den Rhythmus des Alexandriners selbst unter festlichen Kirchengesängen wieder zu finden weiß, wohl zum Freunde und Nachbar haben möchte. Sollten Sie es glauben? Diese zufällig in einer Dorfkirche gefundenen Verse des Virgil erhöhen noch das Interesse dieser Kirche.

(Schluß folgt.)

N o t i z.

[Triumph der Homöopathie.] Dr. Hirsch in Prag hat die Tänzerin Podhorski, welche an einem von allopathischen Ärzten unheilbar erklärten Organfehler litt, binnen wenigen Tagen auf dem Wege der Homöopathie vollkommen geheilt. In Leipzig dagegen steht die Homöopathie auf sehr schwachen Füßen. Der Director der homöopathischen Heilanstalt, ein Dr. Fickel, soll ein verkoppter Allopath seyn, und eine gegen ihn gerichtete medicinische Olla potrida, die eben erschienen, macht einiges Aufsehen. Man hofft und fürchtet von ihr, daß sie die Homöopathie wissenschaftlich zu Staub gerieben und vernichtet hat (?). Auch ist ein Schwiegersohn des Dr. Hahnemann, ausgerüstet mit allen Materialien, um das Leben des Stiflers der Homöopathie von moralischer, bürgerlicher und medicinischer Seite in's rechte Licht zu stellen, mit der Abfassung einer Hahnemann'schen Lebensbeschreibung beschäftigt und ein speculativer Buchhändler hat dem Verfasser bereits 500 Thaler für das äußerst interessante, allen Memoiren die Spitze bietende Werk, geboten. Noch steht die Concurrrenz offen.

*) Sollte sich dies bestätigen, so wird sich Hr. Dr. Fickel, der nicht allein als praktischer Arzt, sondern auch als Schriftsteller rühmlich bekannt ist, gewiß zu entschuldigen wissen.

D. R. v.